

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 16 (1867)

Artikel: Vier Tage in Athen : einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient. Zweite Abtheilung
Autor: Ludwig, Gottfried
Kapitel: Vierter Tag
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-122043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vierter Tag.

Das Prytaneum. — Das Monument des Xsifrates. — Der Museion. — Die Pnyx. — Der Areopag. — Das Erechtheion. — Der Parthenon. — Griechische Kirche. — Abschiedsbesuch bei General Hahn. — Im Bazar. — Sonnenuntergang von der Akropolis.

Man hört die Bewohner von Kairo oft rühmen, sie hätten im Winter eines so unvergleichlich schönen Wetters sich zu erfreuen, daß selbst Allah im Paradiese es nicht lieblicher habe. Als nun zu Athen jeder Tag, wenn möglich, noch glanzvoller und prächtiger als der vorhergehende uns entgegenstrahlte und der 30. Juni noch vollends allem Früheren die Krone aufsetzte, da dachte ich, die Athenienser hätten wohl Fug und Recht, durch ein ebenbürtiges Sprüchwort die Fernen zu ihnen herzulocken. Wäre ich an der Spree geboren, so würde ich vom heutigen Morgen wohl schreiben: „er war zum Hinsinken schön, wirklich ganz gottvoll.“ Und schön, herrlich schön war er in der That, so schön, daß Etwas von der heiteren Lebenslust der Alten auch durch unsere kühleren Adern schoß.

Auf der Aeolus-Straße regt sich noch kaum ein Bein, beim Bazar ist Alles wie ausgestorben. Vor dem Thurm der Winde angelangt, schwenken wir links ab und stehen, nachdem wir einige schmale Gäßchen durchzogen, plötzlich vor den neuaufgegrabenen Fundamenten eines weitläufigen Gebäudes. Auch da wimmelt es wieder von Inschriftsteinen, Säulentrommeln, Marmorquadern und allen möglichen Skulpturüberresten. Die ganze Anlage weist auf einen stattlichen Palast hin, und die Archäologen

sagen uns, daß hier das Prytaneum, jenes Ehrenhaus in Athen, gestanden, in dem während ihrer Amtsdauer von 35 Tagen die Prytaneen, d. h. die Vorſitzer der zehn Klaſſen, aus welchen der Senat zuſammengeſetzt war, und auch ſonſt um das Vaterland hochverdiente Männer, als: Feldherrn, Redner, Philoſophen, Künſtler, auf Staatskoſten Wohnung und gemeinſame Speiſung erhielten; eine Auszeichnung, die ſo hoch angeſchlagen wurde, daß ſelbſt der verurtheilte Sokrates darauf anſpielte, indem er ſagte, er hätte wohl ein beſſeres Loos verdient, nämlich im Prytaneum öffentlich verſorgt zu werden. Hier wurden auch Solons Geſetze, die früher auf der Burg geweſen, aufbewahrt, und der große Speiſeſaal war geſchmückt mit den Statuen der Schutzgötter und der berühmteſten Bürger der Stadt. Mit dieſer Ehrenbezeugung wollten die Athenienſer offenbar ihre Wohlthäter von jeder kleinlichen Sorge und Mühe entheben, ſo daß ſie ganz ihrem hohen Berufe ſich widmen könnten; und es ſollte ihnen dadurch gezeigt werden, daß der dankbare Staat ſie nicht einzig mit ſchönen Worten abzuſpeiſen geſonnen ſei. Wie fördernd, wie hebend und zu den höchſten Leiſtungen für das Beſte der Gemeinde ermunternd mußte es für jene Männer geweſen ſein, ſich ſtets, ſelbſt beim Eſſen und Trinken, im Kreiſe der Edelſten zu bewegen! Wie lag in dieſem freundlichen Zuſammenſein der Einflußreichſten die ſicherſte Bürgſchaft für des Staates Einigkeit und Friede! Das chriſtliche Familienleben hat nun allerdings auch in dieſer Beziehung gar Vieles verändert. Der Staatsmann, der Gelehrte, der Künſtler, der Volksfreund, ſie werden gerade in ihrer Familie ſelbſt den reinſten und kräftigſten Sporn für ein ſegensreiches Wirken finden. Aber am

Prvtaneum Athens dürfte der christliche Staat denn doch das lernen, daß es ihm wohl anstünde, seinen verdienten Männern noch etwas Anderes in Aussicht zu stellen, als eine Pfründeranstalt aus Erbarmen. Und Jung=Griechen=land könnte sich bei diesen Trümmern fragen, ob es denen, die ihm seine Unabhängigkeit erstreiten halfen, auch stets die schuldige Anerkennung gezollt habe.

Vom Prvtaneum zog sich vordem in südlicher Richtung bis zum Lenäon, dem heiligen Bezirke des Dionysos=Tempels, die sogenannte Tripoden=Straße, in welcher die Chorführer ihre gewonnenen Dreifüße öffentlich, und gewöhnlich auf einem eleganten Unterbau, den sie anfertigen ließen, zur Schau stellten. Aber wie wir auch spähen und suchen, die Dreifüße sind alle verschwunden. Lauter Zwei= und Vierfüßler begegneten uns in diesen Nebengäßchen, und selbst diese nur spärlich. Doch ein Monument, das einst den Ehrenpreis getragen, ist uns noch erhalten, und zwar eine gar herrliche Arbeit des besten griechischen Styls. Es ist dieß das Denkmal des Lysikrates, in lächerlichem Unverstand häufig als „Laterne des Diogenes,“ oder gar noch des Demosthenes, der da seine Redeübungen vorgenommen haben soll, bekannt. Auf einem 12' hohen viereckigen Unterbau erhebt sich ein allerliebsteß, rundes Marmortempelchen von 20' Höhe. An der Wandung heben sich sechs schlanke korinthische Halbsäulen mit feinen Kapitälern empor und tragen den Architrav, dessen Inschrift uns sagt, daß im Jahre, als Alexander der Große nach Asien aufbrach, 335 v. Chr., Lysikrates mit einem Chor von Knaben den Sieg davongetragen habe. Längs des Frieses zieht sich ein äußerst zierliches Relief. Vorne sitzt Dionysos und reicht in seinem Herrschergefühl einem Löwen seine Trinkschale

dar. Auf jeder Seite steht ein Satyr. Sodann sehen wir, wie sich Dionysos eines Angriffes von den thrakischen Räubern dadurch erwehrt, daß er die Verwegenen in Delphine verwandelt, die nun hurtig über Bord schlüpfen, oder von dem Gefolge des Gottes mit Knütteln in die Flucht geschlagen werden. Den gleichen Reichthum und Geschmack zeigt das Gesimse. Das schuppenartige Dach endlich läuft aus in eine kunstreiche Wunderblume, die dem Dreifuß zur Unterlage gedient hatte.

Dieser kostbare Bau mag uns einen annähernden Begriff von dem Werthe geben, welchen der Grieche darein setzte, aus einem Wettkampfe als Sieger hervorzugehen und des Lobes seiner Mitbürger gewürdigt zu sein.

Dicht neben dem Denkmal des Lyfifrates steht ein halbzerfallenes Haus, nach dem wir mit vollster Theilnahme hinüberschauen. Es ist zwar nur eine Ruine neuesten Datums ohne Kunst und Pracht, aber hier hatte ja eine Zeit lang Lord Byron gewohnt, dieser reichbegabte Dichtergenius, dieser warme, aufopferungsvollste Freund Griechenlands, aber dieser arme Mensch voll inneren Zwiespalts und endloser Kämpfe. Nun kommen wir wieder zu alten Bekannten. Um das Ostende der Akropolis biegend, sehen wir bald das Dionysos-Theater, dann das Odeon. Jetzt verlassen wir die Straße und gehen in südwestlicher Richtung querselbein auf einen Hügel zu, der sich etwa zu gleicher Höhe wie der Burgfelsen erhebt. Man nennt ihn Museion, Musenhügel, weil Musaios, derjenige unter den Schülern des Orpheus, der seinem Meister in der Ausübung der heiligen Kunst am nächsten gestanden, dort oben seine ergreifenden Weisen habe erschallen lassen. Am Fuße des Hügelis angelangt treten wir in einige künstlich ausgehauene Felsenkammern,

unter denen der Volksmund die eine als das Gefängniß des Sokrates bezeichnet. Obschon ich nun wohl wußte, daß diese Tradition alles und jedes historischen Bodens entbehrt, daß wir hier einfach an Keller zu denken haben, welche zu den Häusern des einst dicht besetzten Stadtviertels in dieser Gegend gehörten, oder — wie man aus einer gewissen Ähnlichkeit der Konstruktion mit der sogenannten Schatzkammer des Atreus bei Mykenä schließen möchte — an einen Raum, der dazu diente, den Schatz der Stadt sorglichst zu verwahren, — von der drolligen Meinung, die in diese finstere, naßkalte Höhle den Ehrensaal des alten Prytaneums verlegt, gar nicht zu reden — so war mir's doch, als sähe und hörte ich jene unvergleichliche, unvergeßliche Szene sich wiederholen, die Plato uns in seinem Phädon überliefert hat, als stünde ich mit im Kreise um den völlig ruhig, ja in freudiger Hoffnung und unter den erhebendsten, lieblichsten Gesprächen sterbenden Sokrates; als würde jener räthselhafte, bewunderungswürdige Mensch, welchen Platon den besten, weisesten und gerechtesten nannte, auch an uns eine seiner eigenthümlichen, auf's Innerste zielenden Fragen richten. Wie stimmte auch zur frühen Morgenstunde und zur Ueberlieferung der Dertlichkeit der schöne Eingang zum „Kriton“:

Sokr. Wie? bist du schon um diese Zeit gekommen, Kriton? Oder ist es nicht mehr früh? — Kriton. Noch gar früh. — Sokr. Welche Zeit wohl? — Krit. Die erste Morgendämmerung. — Sokr. Da wundere ich mich, daß der Schließer des Gefängnisses dir hat aufmachen wollen. — Krit. Er ist schon gut bekannt mit mir, Sokrates, weil ich oft hieher komme. Auch erhält er wohl einmal etwas von mir. — Sokr. Bist du jetzt eben gekommen, oder schon lange? — Krit. Schon ziemlich lange. — Sokr. Warum denn hast du mich nicht gleich geweckt; sondern

dich so still hingesezt? — Krit. Nein, beim Zeus, Sokrates, ich wollte wohl selber lieber nicht gewacht haben in dieser Betrübniß. Aber dir habe ich schon lange verwundert zugesehen, wie sanft du schliefest; und recht wohlbedächtig habe ich dich nicht geweckt, damit dir die Zeit noch recht lieblich hingehe. Denn oft schon freilich, auch sonst im ganzen Leben habe ich dich glücklich gepriesen deiner Gemüthsart wegen, bei weitem aber am Meisten in dem jetzigen Unglücke, wie leicht und gelassen du es erträgst. — Sokr. Es wäre ja auch verkehrt, o Kriton, wenn ich in solchem Alter mich unwillig geberden wollte darüber, daß ich eben schon sterben muß. — Krit. Werden doch auch Andere, Sokrates, ebenso Bejahrte, von solchem Unglück bestrickt; aber ihr Alter schützt sie nicht davor, daß sie sich nicht unwillig geberden, wenn nun das Schicksal herantritt.

Vor lauter Eifer im Notizenmachen an diesem dunkeln Ort hatte ich leider meine liebe, blaue Brille, die ich hier bei Seite legen mußte, den Manen des Sokrates als unfreiwilliges Weihegeschenk hinterlassen. Ein Verlust, den jeder Orient-Reisende nur zu gut wird zu würdigen wissen. — Obschon es erst 6 Uhr war, als wir den Hügel erstiegen, brannte doch die Sonne schon so kräftig uns auf den Rücken, wie etwa bei uns um 10 Uhr. Die Aussicht von der Höhe ist genau dieselbe, wie die von der Akropolis; nur daß gerade die Akropolis mit ihren Heiligthümern von keinem Standort sich majestätischer entfaltet, als gerade von hier. Da hatten auch 1826 die türkischen Kanonen eine furchtbar feste Stellung eingenommen und ihre zerstörerischen Geschosse in Masse gegen den Parthenon, das Erechtheion und die Propyläen entsendet. Schon früher ward dieser die Stadt beherrschende Punkt mehrmals befestigt, wie denn von der Burg des Demetrius Poliorketes (298 v. Chr.) sich noch etliche, freilich nur spärliche Ueberreste zeigen. Stark beschädigt, aber immerhin noch imposant genug, erhebt

sich dagegen auf dem Gipfel das Marmordenkmal zu Ehren des Philopappos, eines Abkömmlings der Seleukiden. Der konkave Bau bestand aus drei Nischen, die von 4 Pilastern gehalten wurden. In der jetzt verschwundenen Nische rechts stand Seleukus Nikator, in der großen Mittelnische mit dem Rundbogen thront Philopappos, in der Nische zur Linken Antiochos. Auch die Pilaster waren mit Statuen geschmückt gewesen. Unten finden sich die Spuren eines großartigen Reliefs. Die Inschriften sind nur theilweise noch leserlich. Das ganze aus vespasianischer Zeit stammende Monument, das, wie deutlich wahrnehmbar, noch innerhalb der alten Stadtmauer gelegen, mag für Rom gar wohl passen, für Athen ist es zu schwerfällig und überladen. In nordwestlicher Richtung der sanfteren Abdachung des Hügels folgend, gelangten wir bald in ein freundliches, von Ost nach West sich ziehendes Thälchen, durch das einst eine Hauptstraße nach dem Phalerus geführt haben muß. Noch sieht man da und dort die Trümmer einer vorchristlichen Pferdebahn, d. h. in den harten Stein künstlich vertiefte Geleise, in denen die Räder der Fuhrwerke sich leichter bewegen konnten. Die Alten waren eben, trotz der staunenswerthen Technik des 19. Jahrhunderts, auch nicht ganz auf den Kopf gefallen. Hier unten am Musenhügel ist auch das sogenannte Grab Simons, des berühmten atheniensischen Helden. Ob aber in dieser Felsenkammer Simon oder ein Anderer seine Ruhestätte gefunden, das muß einstweilen dahingestellt bleiben. Zeigt man doch auch im Süden des Hügels ein Grab Simons.

Jenseits der Thalsenkung lagert sich, ebenfalls gegen Nord-Westen sich dehnend, der Pnyxhügel. Baumlos,

nur von magerem Gras, üppigeren Disteln und einigen Anemonen bewachsen, wie sein so eben verlassener Bruder, ladet er gar nicht sonderlich zum Besuch ein, und dennoch müssen wir dort hinauf, denn von dort aus wurden oft Athens, Griechenlands Geschieke geleitet. So kahl und nackt sah es nämlich da oben nicht immer aus. Die Pnyx trägt ihren Namen von den dichtgedrängten Häusermassen, die einst hier gestanden, und deren zahlreiche, noch jetzt wahrnehmbare Ueberreste ein beredtes Zeugniß von der Einfachheit und Bescheidenheit des altathenienfischen Bürgers ablegen. Auf der Anhöhe, wo dich eine zwar bereits wohl bekannte, aber immer neu entzückende Fernsicht hinhält, gewahrst du einen gewaltigen, abgeglätteten Felsblock und gegen das Meer zu einen geebneten Platz von etwa 160 Fuß in's Geviert. Der Felsblock war die Rednerbühne, das Bema, eines Themistokles, Perikles, Alkibiades, und auf dem umliegenden Platze standen die Sieger von Marathon, Salamis und Plataä, standen die Bürger, die Athens Emporkommen und Glanzzeit erlebt hatten. Später jedoch reichte dieser Raum nicht mehr aus. Am Nordabhang des Hügels ward ein neuer Platz für die Volksversammlungen hergerichtet. Um eine Ebene zu gewinnen, wurde theils in den Felsen des Hügels eingeschnitten, theils führte man kyklopische Substruktionsmauern auf, von denen einzelne Stücke bis 13' Länge und Höhe messen. Die in den Stein gehauene Basis bildet einen Winkel von 155°; am östlichen Arm sieht man noch 43 Nischen, die, den Inschriften nach zu schließen, Weihgeschenke bargen, die Zeus, dem Allerhöchsten, gespendet worden waren. Am nordwestlichen Arm, gegen den Winkel zu, steht das Bema, zu dem hinauf 6 kleine Stufen führen,

und an dessen Vorderseite, wie einzelne Eisenstangen noch verrathen, ehemals wahrscheinlich Reliefs angebracht waren. Auf dem Plage davor hatten 5000 Zuhörer hinlänglich Raum, und die Bühne ist so gestellt, daß eine irgend deutliche Stimme überall verstanden werden muß. Der Redner sah vor sich die Stadt und ihre Burg, die Heiligthümer und die Prachtbauten ruhmverkündend sich dehnen. Der Areopag und die heilige Straße forderten zum Ernst, zur Wahrheit und Gerechtigkeit auf. Wo man immer hinblickte oder hinwies, überall Mahnungen, das gemeinsame Wohl sich angelegen sein zu lassen, des Vaterlandes nicht zu vergessen. Hier, ja wirklich genau auf dem Fleck, auf den ich jetzt auftrate, stand einst Demosthenes, der unübertroffene Meister in der Redekunst, weniger ausgezeichnet durch den Schmuck und die Fülle der Worte, als durch den Reichthum und die Tiefe der Gedanken, durch den unbestechlichen, unerschrockenen Wahrheitsfinn und die feurige, reine Vaterlandsliebe. Gleichwohl galt ihm, als ächtem Hellenen, auch die Form für nichts Gleichgültiges, Untergeordnetes. Wir wissen, mit welch' eiserner Beharrlichkeit er die Hindernisse alle überwältigte, die ihm in dieser Hinsicht von der Natur in den Weg gelegt worden waren. Aber er verschmähte jegliches Phrasengeflingel und verlor sein heiliges Ziel nie aus den Augen. Von da aus schleuderte er seine Bannstrahle gegen Philipp von Mazedonien, dessen ehrgeizige, die Freiheit Griechenlands vernichtende Pläne er wie kein Anderer durchschaute und auch wie kein Anderer bloßzulegen den Muth hatte. Von da aus geißelte er das schamlose Treiben seines Rivalen, des gewandten Redekünstlers Aeschines, der, selbst an Philipp verkauft, die edelsten Vaterlandsfreunde zu ver-

dächtigen suchte, als hielten sie es mit den Ausländern. Von da aus wies er die Athenienser mit seltenem Freimuth hin auf die vielen und großen Schäden, an denen ihr öffentliches und privates Leben krank darniederlag, und wodurch der Untergang der Nation mehr und mehr beschleunigt wurde. Es mochte den Atheniensen, welche nicht ohne die Schuld ihrer Redner nur zu sehr gewöhnt waren, im Glanze ihrer Vorfahren sich zu sonnen, nicht sonderlich genehm gewesen sein, als Demosthenes, nicht aus kleinlicher Tadelsucht, oder aus Effekthascherei, sondern mit blutendem Herzen, lediglich um dem Uebel wo möglich noch zu steuern, zu ihnen sprach:

„Es war einst Etwas, athenische Männer, es war Etwas in den Gemüthern der Völker, das jetzt nicht mehr vorhanden ist, und das uns über die Schätze der Perser den Sieg verschafft und Hellas zur Freiheit geführt hat und in keinem See- und Landtreffen besiegt worden ist; dessen Nichtvorhandensein jetzt Alles verdorben, und in den Angelegenheiten der Hellenen Alles umgekehrt hat. Was war nun aber dieß? Nichts Verschlagenes, noch Schlaues, sondern — daß Jedermann Diejenigen haßte, die von Solchen Geld annahmen, welche zu jeder Zeit zu herrschen, oder Hellas zu verderben strebten.“ — „Jetzt aber wird dieß Alles wie auf offenem Markte feil geboten, und dagegen Etwas eingeführt, wodurch Hellas in einen krankhaften Zustand und in's Verderben gerathen ist. Was ist denn dieß? Neid, wenn Jemand Etwas (von Bestechungen oder Betrügereien) empfangen hat; Gelächter, wenn er dieß eingesteht; Verzeihung für Diejenigen, die eines (solchen) Vergehens überwiesen sind, und Haß gegenüber Dem, der hierüber Tadel ausspricht; und alles Andere, was aus den

Bestechungen entspringt. Mit Kriegsschiffen nämlich, mit zahlreicher Bevölkerung, Geldeinkünften und sonstigem Reichthum an Mitteln und mit dem, was man überhaupt als Macht eines Staates zu betrachten pflegt, mit dem Allem sind wir jetzt weit reichlicher und besser versehen, als damals; aber es wird dieß Alles unbrauchbar, eitel und nutzlos gemacht durch Diejenigen, die damit — Handel treiben!" (3te Rede gegen Philipp.)

Fast möchte ich glauben, der Redner habe eigentlich nicht die Griechen, sondern uns im Sinne gehabt. O, daß doch auch unter unsern Staatsmännern solche Demosthenes aufträten, die dem Volke nicht nur predigen, wonach ihm die Ohren jücken, die nicht fort und fort seinen Leidenschaften schmeicheln, nur um ihm wohl zu gefallen, sondern die unbekümmert um die Volksgunst, einzig auf des Volkes Wohl es absehen, und zu dem Ende die Wahrheit frei heraus sagen und entschieden zu ihr stehen auch da, wo sie bitter mundet, auch da, wo solches Zeugniß übel vermerkt wird und Tadel und Verfolgung einbringt. Des Demosthenes Warnungen fanden leider nicht die gebührende Beachtung, ob man auch zuweilen einen Anlauf zum Bessern nahm. Griechenlands Unabhängigkeit ging jetzt raschen Schrittes ihrem Untergang entgegen. Und Demosthenes endete, von den Schergen des Antipater verfolgt, im Poseidon-Tempel auf der Insel Kalauria durch Gift, das er in einer Schreibfeder beständig mit sich geführt hatte (12. Oktober 322 vor Christo).

Wie die Pnyx zum Musenhügel, gerade so liegt der Nymphenhügel zur Pnyx. Wir hätten dort das schöne Observatorium, das Sina auf seine Kosten bauen ließ, oder das große Schlachthaus, oder jenen glattgerutschten

Stein, dem die Neugriechinnen gewisse Wunderkuren zuschreiben, oder auch mehrere Grundmauern antiker Häuser besichtigen können; wir begnügten uns aber mit einem allgemeinen Ueberblick, stiegen dann die Pnyx in der Richtung nach der Akropolis hinunter und erklimmen jenen berühmten, schwarzen, schroffen Kalksteinfelsen, der sich dicht vor der Westseite der Stadtburg zu allerdings nur ganz unbedeutender Höhe erhebt, den verhängnißvollen Areopag, d. h. Hügel des Ares, des Mars. Hier sollen die Götter selbst über den Ares, der des Poseidons Sohn Hippothoon erschlagen, zu Gericht gesessen sein, ihn aber freilich als nichtschuldig entlassen haben. Auch Kephalos hatte sich allda über seinen Mord an seiner Gattin Prokris zu rechtfertigen; ähnlich Dädalos und Dreistes. In der historischen Zeit hielt hier der älteste und oberste Gerichtshof Athens, bestehend aus den edelsten, unabhängigsten und rechtschaffensten Männern, die zuvor das Amt eines Archonten tadellos bekleidet haben mußten und nun auf Lebensdauer gewählt wurden, seine nächtlichen Sitzungen über Staats- und Kriminalverbrechen, über Verspottung der Religion, oder Neuerungen in derselben, wie über Sittenlosigkeit. Dieses Gericht galt als das erste und heiligste nicht nur in Griechenland, sondern auch unter vielen fremden Nationen, die nicht selten ihre Händel hier beizulegen wünschten. Im Dunkel der Nacht wurde geurtheilt, damit sich die Richter nicht etwa durch die kläglichsten Geberden der Schuldigen zur Nachsicht bewegen ließen. Sein Stimmtäfelchen legte jeder Beisitzer entweder in die Urne der Erbarmung oder des Todes. Stunden die Stimmen inne, so nahm man an, Pallas rathe zur Erbarmung, und der Angeklagte wurde freigesprochen. Ein Knabe,

der Wachteln die Augen ausgestochen, wurde vor den Areopag beschieden und zum Tode verurtheilt, „weil ein solcher Mensch seinen Mitbürgern zum Verderben gereichen würde.“ Ueber den gefeierten Dichter Aeschylus wurde eine Strafe verhängt, weil er in einer Darstellung seiner Eumeniden eine Scene aus den eleusinischen Mysterien profanirt habe. Und vor diesen Schranken stand einst auch Perikles, so lange der Abgott des atheniensischen Volkes. Schändliche Weiber hatten nichts unversucht gelassen, den großen Mann zu stürzen; doch da sie ihre saubern Pläne bisher stets vereitelt sahen, so suchten sie die Aspasia, des Perikles feingebildete, hochherzige Gattin, zu verdächtigen, als führe sie einen anstößigen Lebenswandel und suche sie in ihrem Hause junge Frauen zu gleicher Zuchtlosigkeit zu verführen. Und Perikles, wohl wissend, daß das ganze Verbrechen seiner heißgeliebten Gattin nur darin bestand, daß sie dem griechischen Weibe eine freiere, würdigere Stellung erringen wollte, Perikles, der Donnerer, der bis jetzt noch jeden Gegner niedergeworfen, er wurde ob dieser Gemeinheit und Feigheit so ergriffen und erschüttert, daß er sich freiwillig als Sachwalter seiner Aspasia vor dem Areopag stellte, nicht donnernd, nicht in wildem Zorne, sondern gebrochen unter der Last des Schmerzes weinend, flehend, aber gerade so über die verruchten Verleumder den glänzenden Sieg davontragend.

Doch als wir die 15 schmalen und schlechten, in den Stein gehauenen Stufen hinanstiegen, als wir den länglich viereckigen Raum mit den theilweise noch erhaltenen Sitzen und die zwei ausgesonderten Plätze, die für den Kläger und den Angeklagten bestimmt gewesen sein sollen, uns betrachteten, da trat ein Mann vor unsere Seele,

der nicht der griechischen Nation angehörte, eine Heldengestalt eigener Art. Kein Feldherr wie Themistokles, kein Staatsmann wie Perikles, kein Philosoph wie Sokrates und auch kein Redner wie Demosthenes, und gleichwohl ein Streiter, der ganze Länder und Völker eroberte, Einer, der das Wohl der ganzen Menschheit auf seinem Herzen trug und kräftiglich es förderte, ein wahrer Weiser, der auch die Tiefen der Gottheit erforschte, in Schrift und Wort so gewaltig, daß er Millionen erweckte, hinriß, erquickte, beseligte — so gewaltig deßhalb, weil sein Rednerdiplom lautete: „Ich glaube, darum rede ich“ — und: „Es sei aber ferne von mir rühmen, denn allein von dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuziget ist und ich der Welt.“ Denn da auf dem Areopag war's, daß der Apostel Paulus in den feinsten Wendungen und voll der reinsten und heiligsten Begeisterung die Männer von Athen, die Epikuräer und Stoiker und viel Volks anredete, ihr nimmerfattles Streben nach würdiger Gottesverehrung mit weiser Schonung anerkannte, von einem — während einer furchtbaren Pest — dem „unbekannten Gott“ geweihten Altar, den er gesehen, ausgehend, den Gott Himmels und der Erde ihnen verkündigte; jedoch den alle übrigen Völker als Barbaren verachtenden Griechen nicht verschwieg, Gott habe gemacht, „daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen,“ und den auf ihre, gerade von dieser Stelle aus in ihrer ganzen Pracht sich zeigenden, Tempel und Götterbilder nicht wenig stolzen Atheniensern es frei heraus sagte: „Seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt, als der Jemandes bedürfte,“ und endlich ihnen als Heil der Welt darstellte nicht einen Bürger

Athens, Attika's, Griechenland's, sondern Jesum von Nazareth, aus dem jüdischen Lande, und zu seinen leichtsinnigen, lebenslustigen Zuhörern sprach „von der Auferstehung der Todten und vom Gericht.“

Aber welches war der Erfolg dieser meisterhaften Rede des Apostels? Etliche mochten, wie zuvor auf dem Markte, in eitler Selbstzufriedenheit gesagt haben: „Was will dieser Schwäger?“ Die Meisten gaben mit ächt atheniensischer Höflichkeit dem lästigen Gewissensmahner den Abschied mit den Worten: „Wir wollen dich davon weiter hören.“ Nur eine ganz kleine Zahl aus dieser volkreichen Stadt hing ihm an und ward gläubig. Freilich unter ihnen ein Mitglied des Areopages selbst, Dionysius, und eine vornehme Frau, Namens Damaris.

Man hat nicht ermangelt, diesen geringen Erfolg davon herzuleiten, daß der Apostel in Athen nur allzu sehr den großen Rednern und Philosophen es habe nachmachen wollen. Wäre er nach Athen gekommen, wie er nach Korinth kam, nämlich „nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, zu verkündigen die göttliche Predigt,“ so hätte er wohl mehr ausgerichtet. Daß mag nun allerdings gar wichtig, vielleicht sogar geistreich gesprochen sein; wahr und gerecht ist es jedenfalls nicht. Glaubt man denn, der Apostel habe zu Athen sein eigen Lichtlein wollen leuchten lassen? Ging nicht seine nicht zu leugnende, aber durch und durch sittliche, christliche Anbequemung, sein liebevolles Eingehen an und in die atheniensische Denk- und Sprachweise einzig aus seinem hingebenden Bestreben hervor, auch den Griechen ein Grieche zu werden, damit er — freilich fern von jeder unlauteren Akkommodation, fern von allem Abschwächen und Vertuschen der Wahrheit — auch die Griechen ge-

winne? Aber gerade die Ersten unter den Griechen vermochten in dem Evangelio von Christo nichts Weiteres zu sehen, als eine Thorheit. Athens Ruhm auf weltlichem Gebiete soll ihm ungeschmälert bleiben. Aber auch der Schandfleck Athens wird bleiben, „daß keine andere Weltstadt leichtfertiger als die Stadt der Minerva mit der höchsten Weisheit verfahren ist.“ (Beets, d. Apostel Paulus.) „Also ging Paulus von ihnen.“ Und heute noch warten wir und flehen wir, ob nicht Paulus doch noch einmal sich dort niederlassen und eine große und glaubensvolle Gemeinde gründen möchte.

Weiter unten zieht sich in den Felsen hinein eine tiefe, schauerliche Schlucht, in deren Grund eine Quelle unheimlich murmelt. Da war das Heiligthum der Erinyen, jener furchtbaren Rachegöttinnen, die den Schuldigen schreckten, quälten, verfolgten, bis er seinen Frevel bereut und gebüßt hatte, wonach sie sich dann für ihn in die Eumeniden, in die Wohlwollenden, verwandelten. Wahrlich eine bedeutsame Nähe für eine Nichtstätte!

Noch blieb uns eine Stunde vor dem bestellten Frühstück übrig. Schnell machten wir uns daher die vor uns liegende Akropolis hinan; aber nun nicht, um bloß ihre Außenwerke zu betrachten und zu bewundern, sondern um an ihrem Hauptschmucke uns zu entzücken; es galt dem Erechtheion und dem Parthenon. Doch so eilig waren wir gleichwohl nicht, daß wir vor dem Niketempelchen, vor der Pinakothek und unter den Propyläen nicht ein wenig stille gestanden wären und Auge und Herz erlabt hätten an diesen anmuthigen, stolzen Kunstgebilden. Jetzt sind wir im Hofraume selbst, und zur Linken ladet uns das Erechtheion freundlich ein, zur

Rechten thront ernst und feierlich der Parthenon. Wir steuern auf das Erstere zu, den Letztern, als höchsten Genuß, uns bis an's Ende versparend. Was soll dieser quadratisch mit Steinen belegte Platz von 20' Länge zu 15' Breite, zu dem unser Weg uns führt? Eben hier stand ehemals die mit dem Piedestal zu einer Höhe von 80' sich erhebende Miesen-Statue der Athene Promachos. Das Metall lieferte die Siegesbeute von Marathon, und Phidias war es, der diese schwerfälligen Massen zu einem Bilde von wunderbarer Schönheit und Würde zu gestalten wußte. In der Linken hielt die Göttin zur Abwehr ihren reichverzierten Schild, mit der Rechten stützte sie sich auf ihre Lanze, deren vergoldete Spitze den Schiffern schon von Sunium her entgegenfunkelte. Noch an dürftigen Spuren anderer Denkmäler, von denen die Akropolis einst strotzte, kamen wir vorüber. Größer an Zahl waren allerdings die nicht mehr heimzuweisenden Marmortrümmer von Säulen, Architraven, Kapitälern u. s. w.

Und nun das Erechtheion! Wunderbarer, geheimnißvoller Bau, der bei so bescheidenen Dimensionen — 73' Länge zu 37' Breite — eine so reiche Fülle bietet. Lange gingen wir herum und hinein, bis über diese räthselhafte Komposition sich uns etwas Licht zu verbreiten anfang. Wie die Sage erzählt, soll schon der athenienfische König und Herold Erechtheus, der Stifter der Panathenäen, seiner himmlischen Pflegemutter Athene ein Heiligthum errichtet haben, das, wie wir aus Homer ersehen, von der Göttin besonders gerne aufgesucht wurde. Hier stritten sich Athene und Poseidon um den Besitz Attika's. Der Meergott stieß seinen Dreizack in den Felsen und ließ eine Salzquelle hervorsprudeln. Athene

machte einen Delbaum hervorgrünen, den ersten unter den Tausenden, welche später des Landes Schmuck und Reichthum bildeten. Athene trug den Sieg davon, und ein angeblich vom Himmel gefallenes Bild, das, aus Olivenholz gefertigt, die hehre Göttin in sitzender Stellung veranschaulichte, sollte bedeuten, daß Athene allda zu weilen geruhe. Auch der grünende Delbaum und die Salzquelle, sowie die der Athene geheiligte Burgschlange blieben fortan Gegenstand der höchsten Verehrung. Ebenso fanden Zeus Herkeios (der Hausbeschützende), Kekrops und ganz besonders seine Tochter Pandrosos, welche die erste Priesterin der Athene gewesen und den Erechtheus treulich besorgt hatte, allda die ihnen geweihten Kultusstätten. Ja sogar dem Erechtheus und seinem Bruder Buteos zu Ehren waren hier Altäre errichtet. Allein dieses Pantheon, wie man es nennen könnte, dieses Heiligthum, das älteste und gefeiertste in ganz Griechenland, wurde durch die Perser eingeäschert. Als die sieggekrönten Griechen wieder auf ihre Akropolis zogen, fanden sie nur noch den Stumpf des heiligen Delbaums; doch schon am andern Morgen trieb er neue, zwei Ellen lange Schosse. Sofort beschloß das dankbare Geschlecht, jenen Göttern und Heroen, die ihm in der Stunde der Noth so mächtig beigestanden, einen neuen, den alten an Pracht weit überstrahlenden Tempel aufzuführen. Das war aber für den Baumeister, der so Mannigfaches, so Verschiedenartiges in ein künstlerisches Ganzes zusammenfassen sollte, wahrlich keine leichte Arbeit. Doch hat er dieses schwierige Problem mit eben der Genialität und Vollkommenheit zu lösen gewußt, mit der Mnesikles es verstanden hat, in den Propyläen Thor, Tempel und Festung zu vereinen. Athene, Pandrosos, Salzquellen, grünender

Delbaum und Grabmal für die Heroen, das waren gleichsam die fünf bestimmenden Punkte, nach denen der Bau sich zu richten hatte. Dazu sollte das Ganze als freudiges Dankgeschenk des Volks für Sieg, Unabhängigkeit und Frieden erscheinen. Hierzu eignete sich nun nicht der ernste, dorische, sondern nur der leichte, frische und auch reichere, prunkvollere ionische Styl. Die Grundrichtung des Tempels ging, wie üblich, von Ost nach West, aber ganz außergewöhnlich waren am Westende gegen Nord und Süd Anbaue angebracht, so daß man auf den ersten Anschein glauben möchte, das Gebäude ziehe sich mit Pronaos, Naos und Postikum von Nord nach Süd. Da der durch die Tradition geheiligte Boden, auf dem der Tempel stand, wenigstens an gewissen Stellen nicht alterirt werden durfte, so mußte auf der Nord- und Westseite der Bau um volle 8 Fuß tiefer geführt werden, als im Osten und Süden. Den Uebergang vom finsternen Burgfelsen zum tadellosen pentelischen Gestein, woraus die Hauptmasse besteht, bildet ein Saum jenes dunklen eleusinischen Marmors, den wir schon bei den Propyläen verwendet sahen. Vom gleichen Material war die Grundfläche des Frieses, während die darauf angebrachten Relieffiguren wieder aus pentelischem Marmor gemeißelt waren. Nur höchst spärliche und unzusammenhängende Ueberreste dieses Frieses sind auf uns gekommen und scheinen ähnlich denjenigen des Parthenon, doch in minder vollendetem Styl, panathenäische Festzüge dargestellt zu haben.

Wir treten vor den Haupteingang im Osten und werden auf drei Marmorstufen unter eine lustige Vorhalle geführt, die aus sechs ionischen Säulen gebildet wird. Man kann diese schlanken, graziösen Träger mit den

reichen, zierlichen, die spätere korinthische Blättersfülle vorbereitenden Kapitäle nicht genug bewundern; aber man wird auch nicht leicht hinreichende Worte finden, um Lord Elgin zu verwünschen, der nichts Besseres zu thun wußte, als schnell eine dieser Säulen nach England zu verschleppen. Jetzt kommen wir in die Cella, in die geweihte Behausung der Schutzgöttin der Stadt, der Athene Polias. Einst traf hier der Blick jenes wunderheilige Athenebild aus Olivenholz, das an der hinteren Cellawand seinen Standort hatte. Berühmt und gepriesen war auch die von Kallimachos gefertigte goldene Lampe, die hier an einem Palmbaum aus Bronze aufgehängt war, und deren Licht ewig brannte. An Statuen, Reliquien und Siegestrophäen fehlte es auch nicht. Nunmehr sieht man Nichts, als eine grauenvolle Verwüstung. Nur zwei kleine Treppen im Norden und Süden, die mit zwei Seitengängen in Verbindung stehen, bemerkt man noch. Man hat daher angenommen, das Innere des Tempels sei der Länge nach in drei Theile gesondert gewesen: in ein breites Mittelschiff und in zwei ganz schmale Seitenschiffe, die durch hohe Mauern abgetrennt waren. In die beiden verschlossenen Seitenschiffe verlegte man den Aufenthalts- und Aufbewahrungsort besonderer Heiligthümer, wie den der geweihten Burgschlange in die nördliche Abtheilung. Nüchterne Forschung hat jedoch dargethan, daß die besagten Treppen mit den beiden Seitengängen zu einer Krypta führen, die unter dem zweiten Tempel, dessen östliche Seitenwand mit der westlichen Cellawand desjenigen der Athene Polias zusammenfällt, angebracht ist. In dieser Krypta befanden sich wahrscheinlich die Grabdenkmäler eines Erechtheus, Butez und Anderer. Kekrops aber ruhte, wie wir bald sehen

werden, an einer anderen Stelle. Da wo der nördliche Seitengang abwärts führt, biegt er sich auch nach rechts und bringt zu einem kleinen Raum, woselbst man im Felsen deutlich drei Spalten nebst einer rundlichen Vertiefung wahrnimmt. Wer will es der gläubigen Phantasie verargen, wenn sie hier die Spuren wiederzufinden glaubte von den Spizen des Dreizacks, den der wettstreitende Poseidon in den Boden getrieben, und von dem Salzquell der berühmten Erechtheis. Genau über diesem Platz steht die nördliche Vorhalle zu dem von Nord nach Süd sich ziehenden Heiligthum, dem Pandrosion. Vier Säulen, höher, kräftiger und noch anmuthiger als bei der Osthalle, stehen beim Eingang, auf der Seite je eine. Einzig in ihrer Art und geschmackvollst verziert ist die Prachtthüre, die uns den Zugang zum Tempel gestattet, in dem der Altar der Pandrosos stand, und der erhellt ward durch das Licht, das zwischen den vier jonischen Säulen, welche oben in der Westmauer angebracht waren, einfiel. Diese vier Säulen hatten zugleich den Zweck, die bei den jonischen Tempeln niemals fehlende, hier aber aus baulichen Gründen unmögliche, westliche Hinterhalle wenigstens anzudeuten. Ob die Thüre, die jetzt vom Pandrosion durch die Westmauer in den heiligen Tempelbezirk hinausführt, mit zum alten Plan gehöre, oder erst neueren Ursprungs sei, vermögen wir nicht zu entscheiden. Gehen wir jetzt noch durch die Pforte im Hintergrunde in den kleineren Anbau im Süden. Eine ziemlich hohe Mauerbrüstung faßt den mäßigen Raum ein. Drüber zieht sich eine flache Decke; und diese Decke wird gehalten nicht von Säulen — nein, der geistvolle Baumeister that hier einen kühnen Griff mitten in's Menschenleben hinein und stellt — was noch

keiner zuvor sich getraut hatte — sechs herrliche Jungfrauen gestalten her, welche die Decke, gleich dem Baldachin bei der Prozession, einhertragen. Das Antlitz dieser Athenienserinnen ist ernst, würdevoll und doch von unbeschreiblichem Liebreiz. Ueber dem reichen Haarwuchs erhebt sich ein hoher Turban, der dem Kapitäl der Säule entspricht, und herrliches Geflecht fällt über die Schultern. Die Gewandung ist weit und voll prächtiger Falten. Jedwede Steifheit und Gezwungenheit wird dadurch glücklich vermieden, daß je ein Knie eine sanfte Biegung verräth. Die ganze Haltung der Mädchen stimmt auf's Vollkommenste zu der festen und feierlichen Umgebung, in die sie hineinverwoben sind. Das ist die vielbesprochene, hochgepriesene Karyatidenhalle, ihren Namen tragend von „Karyai,“ einem Flecken in Lakonien, der es mit den Persern gehalten, und dessen Männer darum von den Griechen niedergemetzelt, dessen Frauen zu Sklavinnen, zu Lastträgerinnen gemacht worden waren, und deren Schmach nun hier aller Welt in Erinnerung gebracht werden sollte. Andere leiten das Wort her von dem griechischen *κόρη*, d. h. Mädchen, Braut, Nymphe, und dachten dabei an die jungfräulichen Priesterinnen, welche den Altardienst der Athene zu besorgen hatten. Von den sechs holden Gestalten sind nur noch fünf in Original an Ort und Stelle; die sechste ist eine Nachformung, freilich eine ganz vortreffliche und den Bildner, unsern Landsmann Imhoff in Rom, hochehrende. Aber wiewohl es mich nicht wenig freute, auf der Akropolis, und zwar an einem ihrer edelsten Werke, etwas spezifisch Schweizerisches zu entdecken, so ergrimmte ich doch von Neuem wieder über die unverantwortlichen Annexionen Elgin's, der auch hier seine unersättliche Hand anlegen

mußte. Auf Befehl des hohen Lords wurde — unbekümmert darum, ob dadurch nicht die ganze Halle einstürzen werde — eine der ächten Karyatiden ausgebrochen und in die Stadt hinuntergeschafft, um mit Gelegenheit nach England gesandt zu werden. Während nun die schöne Statue, wie in einen Sarg verschlossen, längere Zeit in der Stadt in einer großen Kiste ruhte, da habe, so erzählt man, der Abendwind herzergreifende Klagetöne von der Akropolis hergebracht, und es sei dieß der Trauer- gesang gewesen, welchen die fünf zurückgelassenen Mädchen über ihre geraubte Schwester angestimmt hätten. In dieser zaubervollen Karyatidenhalle befand sich der heilige Delbaum, dicht daneben — wie wir aus einem alten Schriftsteller wissen — der stets nur in einem offenen Raume aufgestellte Altar des Zeus Herkeios und endlich die geweihte Grabstätte des Nekrops.

Aber, so wird man fragen, woher weiß man denn so bestimmt, daß dieses da und jenes dort gestanden, daß das Eine zu dem, das Andere zu jenem Zwecke gedient hatte? Sind das nicht lauter Spielereien einer übersprudelnden Einbildungskraft? Nein! Denn da haben wir vorerst den unschätzbaren Reisebericht des Pausanias, der um's Ende des zweiten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung Athen noch im Schmucke seiner Denkmäler gesehen und davon uns eine genaue Beschreibung hinterlassen hat. Da sagt nun Pausanias ausdrücklich, daß das Erechtheion aus zwei Tempeln, aus dem der Athene und dem daranstoßenden der Pandrosos, bestanden habe. Ueberdieß besitzen wir, was von der größten Wichtigkeit ist, zwei zeitgenössische Inschriften, die uns über die Ausführung des Heiligthums verdankenswerthen Aufschluß geben. Da wird die westliche Mauer geradezu

„die am Pandrosion“ genannt und die Karyatidenhalle als die „um das Kretopion befindliche“ bezeichnet. Aus diesen Dokumenten ergibt sich auch mit ziemlicher Sicherheit, daß das Werk bald nach dem Schluß der Perserkriege angefangen, aber erst etwa um 393 v. Chr. vollendet wurde.

Auch dieser Bau mußte während seines mehr denn zweitausendjährigen Bestehens die Wechsel und Mißgeschicke der Zeit übergenug sich gefallen lassen. Im siebenten Jahrhundert wurde der Tempel in eine byzantinische Kirche umgewandelt und der „heiligen Sophia“ geweiht. Während der Türkenherrschaft gestaltete man die Kirche zum Harem für die Frauen des Aga um. Schon bis da erlitt das Werk allerhand bauliche Mißgestaltungen. Aber die größte Verheerung in ihm wurde durch die Beschießung der die tapferen Griechen bergenden Akropolis, 1827, unter Meschid Pascha bewirkt. Eine Bombe schlug in das Erechtheion ein. Die festgefugten Marmorquadern flogen unter entsetzlichem Knall in die Lüfte, und die Trümmer begruben die Wittwe des tapferen Guras nebst sechs anderen vornehmen Griechinnen. Erst 1838 wurde der Schutt weggeräumt und das Gebäude so gut als möglich zu erhalten gesucht. 1842 und 1846 wurde noch durch französische Gelehrte manch dankenswerther Dienst geleistet.

Ob nun meine Schilderung dieses königlichen Baues den Leser befriedigt, ihn angezogen und auch mit Bewunderung über diese wohl durchdachte und herrlichst ausgeführte Kunstschöpfung erfüllt haben wird? Ich möchte es fast bezweifeln. Ich fürchte eher, ich habe ihn nur verwirrt und ermüdet. Aber wer will das Unausprechbare aussprechen? Es mag Einer lange und noch so

geistreich über eine Beethoven'sche Sonate schreiben: es ist doch Nichts, und wenn man dann von der Tiefe, von der Innigkeit, Macht und Kraft der Töne, die uns an's Ohr und in's Herz hinein dringen, entzückt und erschüttert wird, da denkt man: „Armseliger Schmierer, welche todte und ertödtende Sprache hast du doch geführt!“ Aehnlich wird und muß es auch mir ergehen, wenn dich einmal, lieber Leser, das Glück vor das Erechtheion führen sollte. Ja schon jetzt wirst du meine Worte gar zu matt und schwunglos finden, in keinem Vergleich zu dem großen Gegenstand, den sie dir zur Anschauung bringen sollten. Aber wenn sie nur eine heilige Ahnung in dir wachrufen von der künstlerischen Herrlichkeit, die einst so lebensfrisch, so unnachahmlich schön da sich entfaltete, so bin ich es schon ganz zufrieden und will, meiner Unzulänglichkeit mir wohl bewußt, den übrigen Tadel gar gerne tragen.

Ich will nicht reden von den Statuen, die einst hinter dem Erechtheion, gegen die Burgmauer zu, den heiligen Tempelbezirk zierten, von Theseus mit dem marathonischen Stier, von Minerva, von Erechtheus und Eumolpos. Sind es ja bloß etliche Spuren auf dem Boden, die noch an jene geschätzten Werke erinnern. Wir schauen über die Brüstung etwas hinunter in die Tiefe, hin zur Aglauroshöhle, zu der man von hier hinabstieg, hin auf eben den Pfad, der den Persern es ermöglicht hatte, die Akropolis zu überrumpeln, hin zum Theseus-Tempel, zum Kolonos, auf die Dächer, in die Straßen der Stadt und zu den sanften Linien des Parthes. Längs der Mauer des Themistokles, gegen Osten zu, vorwärts schreitend, sehen wir bald zu unserer Rechten eine kreisförmige Vertiefung in dem Boden von 23 Fuß Durch-

messer. Wie die Inschrift eines Archivars uns belehrt, stand da, als stattlicher Rundbau, der Tempel Rom's und des Augustus. Einige Schritte weiter, und wir haben das Ostende des Burgplateau's erreicht und freuen uns von Neuem der malerischen Aussicht nach dem von Palmen umwiegten Königsbau, nach der an Bäumen und grünen Feldern in dieser Richtung reicheren Landschaft, die durch den steilen Lykabetto's, den breiten Pentelikon und den weichen Hymettus so schön eingeraht ist.

Hat Jemand Lust, über die Tiefe und Beschaffenheit des alten Niveau's der Akropolis eingehendere Studien zu machen, der steige in jene Grube in der Nähe, die eine Gesellschaft hat graben lassen. Wir halten uns da nicht auf, gehen gerade hinüber zur Südmauer, die durch Kimon aus Quadern von Paros erstellt worden war, und weil wir ganz vergeblich uns umsahen nach jenen gelungenen Darstellungen der Kämpfe gegen die Galater in Mysien, gegen die Perser in Marathon, sowie der Amazonen und Giganten, welche von König Attalus aus Pergamus den Atheniensern zum Geschenk gemacht worden waren, und die dort ihren Ehrenplatz erhalten hatten — so machten wir gleich halbe Wendung nach Rechts und siehe da, wir waren angelangt vor dem Haupteingang des Parthenon.

Parthenon, du Krone aller Bauwerke, du zauberhafte Schöpfung, von deren Ruhm die ganze Welt voll ist! Du, dessen Herrlichkeit Gelehrte, Künstler, Dichter nicht genug erheben können! Ist es nicht sträfliche Anmaßung, ist es nicht kindische Thorheit, auch nur ein einziges Wort zu deinem Lobe anzubringen? Das will ich denn auch Andern überlassen. Ich will, in großer

Mangelhaftigkeit freilich, nur den Eindruck wiederzugeben suchen, den du tief, tief in meine Seele gelegt hast. Doch ich sehe vorerst ab von der gräulichen Zerstörung, welche die Ungunst der Zeit, wie die Rohheit und der eitle Eigennuß der Menschen, an dir hergerichtet hat. Ich denke mich als einen der unzähligen Festpilger, die zur Glanzzeit Athens in unabsehbaren, frohen, feierlichen Zügen zu dir wallten. Auch da wieder, von der Schwelle bis zum Giebel, Alles blendender Marmor; hier und dort feuriger Farbenschmuck, oder gar Verzierungen aus lauterem Golde. Die ganze Umgebung im schönsten Einklang dazu. Thore, Tempel, Altäre, Statuen u. s. w., wie Planeten um die Sonne sich schaarend. Und darüber, zur Weiße des Marmors so trefflich stimmend, der wolkenlose, tiefblaue Himmel, und von der brennenden Leuchte an demselben ein Meer des Lichtes überallhin sich ergießend.

Drei breite Stufen bilden gleichsam das Piedestal, auf dem das Gebäude, dieses Weihegeschenk an die Gottheit, sich erhebt, und so schon äußerlich von dem profanen Boden, als Heiligthum, abgesondert wird. Auf dem so gewonnenen Plateau von 227' Länge und 101' Breite ruht der eigentliche Tempel. Ringsum zieht sich ein majestätischer Säulengang dorischer Ordnung. Die Langseiten zählen, die Eckpfeiler nicht mitgerechnet, je 15, die Schmalseiten je 8 Säulen, die bis zu einer Höhe von 34' emporanschwellen. Ihre Stellung ist weiter auseinander, als es beim Theseion und anderen Bauten dorischen Styls der Fall ist, und entfernt dadurch alles Gedrückte, Schwerfällige, das jenen Werken älterer Zeit sonst eigen ist; sie ist jedoch nicht so weit, daß der Würde und dem Ernst des Ganzen irgend etwas vergeben, oder

gar dem Uebermuth und der Ländelei späterer Denkmäler vorgegriffen würde. Auf diesem Säulenwald ruht leicht und doch fest das steinerne Dachgebälke. Um in's Innere zu gelangen, müssen wir vorerst noch zwei weitere Stufen hinansteigen und eine durch sechs etwas schlankere dorische Säulen gebildete Vorhalle, den Pronaos, durchschreiten. Gleichermäße steht auch hinten, auf der Westseite, eine Halle, das Postikum. Nur in der Mitte ist ein freier Zugang gelassen. Rechts und links sind die Säulen durch ein vergoldetes Gitter abgesperrt, und in diesem Verschlusse glänzen alle die goldenen, silbernen, marmornen Prachtwerke und Prachtgeschenke, welche fromme Hingebung der Göttin versfertigt und dargebracht hat. Jetzt zeigen sich die feingeglätteten, festgefügtten Marmormände der fensterlosen Cella. Wir treten ein durch die weite, hohe Pforte und finden das von oben her erhellte Heiligthum durch zwei Reihen dorischer Säulen, die nicht bis zur Decke reichen, sondern der Anmuth halber mit einer Gallerie kleinerer Säulen überbaut sind, in ein breiteres Mittelschiff und zwei engere Seitenschiffe getheilt. Die blaue Decke ist mit funkelnden, goldenen Sternen übersäet. Die Wandungen sind mit Bildern geschmückt, welche auf die Gottheit, die hier verehrt wird, Bezug nehmen. Der feierliche Raum wird durch zahlreiche Statuen belebt, und dient zur Schaustellung von Kerges goldenem Throne und anderen Siegestrophäen des Volkes. In der Mitte aber vor der hinteren Wand steht ein Standbild, das vor allem Andern das Auge des Besuchers fesselt. Es ist die um einen hölzernen Kern aus Gold und Elfenbein gefertigte 40' hohe Statue der Athene Parthenos, der jungfräulichen Athene, welcher der ganze Tempel geweiht war. Auf 10' hohem

Biedestal steht die Göttin in lang herabwallendem Gewande, den Kopf mit einem Helm, die Brust mit einem Panzer bedeckt. In der Linken hält sie die Lanze, an der die heilige Burzschlange sich emporwindet, in der Rechten eine 6' hohe Siegesgöttin. Der Schild ist, Frieden verkündigend, nur zur Seite gelehnt. Alle Waffen, die Siegesgöttin, und selbst das Gewand, der Peplos, sind aus getriebenem Golde gearbeitet und mit sinnigen Darstellungen auf's Feinste ciselirt. Das furchtbare Medusenhaupt in Mitte des Panzers, sowie das Haupt, der Nacken, Hände und Füße der Athene bestehen aus Elfenbein. Aus den Augenhöhlen strahlen blizende Edelsteine. Der Goldeswerth allein wird nach Millionen geschätzt, und doch kommt der nicht von Ferne in Betracht bei der unnachahmlichen Schönheit der ganzen Erscheinung. Welche Ruhe und welche Hoheit, welche Grazie und welcher Ernst! Die todte Masse erscheint vergeistigt. Ja es ist, als ob die hehre Gestalt soeben ihre himmlische Behausung verlassen hätte und hier aufträte, ihrem geliebten athenischen Volke Frieden und Freude zu bringen.

Diese, ungefähr 99' lange Cella ist jedoch nur ein Theil, freilich der größere, des Tempelraumes. An sie schließt sich ein von vier dorischen Säulen getragener Opisthodomos, ein Hinterhaus von circa 44' Länge, das zur Schatzkammer dienen muß. Zu demselben führt eine Thür, die, umstellt von den sechs Säulen des Postikums, in der Westmauer angebracht ist. Schauen wir an diese Mauern empor, so bemerken wir den Anfang eines Frieses, der um das ganze Gebäude herumläuft. Muthige Jünglinge bändigen Rosse oder schwingen sich kühn in den Sattel, um dem großen panathenäischen Festzuge,

dessen Spitze bereits des Tempels Pforte erreicht hat, sich noch zeitig genug anzuschließen. Vor ihnen ziehen die Opferthiere, geführt von kräftigen Männern. Jetzt siehst du — auf der Südseite — langsamen Schrittes die Greise und Greisinnen einherschreiten, während auf der Nordseite die Frauen und Jungfrauen sich anschicken, der Göttin ihre Huldigungen darzubringen. Der Ostseite am nächsten erweisen sich Reiter und Wagenlenker als Meister in ihrer edlen Kunst, und endlich über dem Eingang findet durch Priester vermittelt die Uebergabe der Weihegeschenke, namentlich des Peplos, an die Göttin statt. Die Composition ist großartig und bis in die geringsten Einzelheiten mit unübertrefflicher Vollendung durchgeführt. Eine reizende Mannigfaltigkeit und doch Alles in einen Gedanken, in den Preis Athene's, sich zusammenschließend. Ein reges, frisches, heiteres Leben, aber auch dieses getragen von der gehobensten Stimmung. Von der gleichen Künstlerhand, und wenn möglich noch in vollkommenerer Arbeit, sind die Giebelfelder; das östliche — Athene's wunderbare Geburt —, das westliche — Athene's Sieg über den mit ihr um den Besitz Attika's streitenden Poseidon. Etwas härter gehalten sind die Reliefs der Metopen*); sie erinnern an die Segnungen, die von der Göttin ausgegangen, und ruhen gleichsam auf den ehernen Schilden, welche die Athenienser in der Schlacht gewonnen hatten, und die sie der Sieg spendenden Beschützerin zu Ehren dicht unter jenen Stellen aufzuhängen pflegten.

*) So nennt man jene durch sogenannte Dreischlizen getheilten Felder über dem Architrav, welche das vorspringende Dachgebälke maskiren.

Da steh' ich und staun' ich, und je länger ich betrachte, desto größer wird meine Bewunderung, desto höher mein Entzücken. Vor mir wogt die in Freude strahlende Festmenge; ihr Jubel dringt mir in's Ohr und in's Herz hinein. Was ich auf dem Fries im Bilde geschaut, das zieht da in lebendigen Gestalten an meinem Geistesauge vorüber: Männer, Frauen, Jünglinge, Mädchen voll Lebenskraft und Lebenslust; doch nichts Ausgelassenes, nichts Hohes, noch Gemeines, Alle den Adelsbrief der Menschenwürde auf der Stirne tragend und auch in der zufälligsten Bewegung den Wohlstand nicht verlegend. Da und dort erblicke ich ein Gesicht, das mir in der Geschichte dieses reichbegabten Volkes schon oft begegnet ist. Jetzt wage ich mich schüchtern an Einen aus diesen Tausenden heran. „Freund,“ — rede ich ihn an — „sage mir doch: wer hat diesen Wunderbau hervorgezaubert? War's Athene Parthenos selbst, die sich hier ein himmlisches Haus gegründet? Denn, traun, der Sterblichen Keiner vermöchte Derartiges zu schaffen!“ — „Beim Zeus, Fremdling,“ — entgegnet mir dieser — „wahrlich, du mußt aus fernen Landen zu uns hergekommen sein! Kennst du ihn denn nicht, den Pheidias, den Sohn des Charmides? ihn, in welchem alle Kunstfönnigkeit und Kunsttöchtigkeit unseres zur Kunst geborenen Volkes wie in einem Brennpunkte sich gesammelt hat? Er war es, der den Plan zum Ganzen entworfen, der auch die Ausführung des Ganzen geleitet, und aus dessen Hand das hehre Götterbild, der Fries und der Schmuck der Giebel geflossen sind.“ — „Habe Dank, mein Freund, doch sage mir auch, welchen Lohn das Volk dem großen Meister für sein unschätzbares Verdienst zuerkannt hat?“ —

„Fremdling, o daß ich es verschweigen dürfte! Das Volk hat denjenigen, den es zuerst hoch gefeiert, bald verleumdet, geschmähet, verfolgt, und Phidias, dieser Stolz und Preis Athens, dem unsere Stadt das Schönste und Herrlichste, das sie hat, verdanken muß — Phidias starb im Gefängniß, wie Sokrates und so viele andere Zierden des Vaterlandes.“ — „Wie? selbst ein Griechen-land konnte an seinem größten Kunstgenius so schmähtich handeln? Doch, ich denke mir, diesem Fürsten unter den Künstlern werden hochbegabte Mitarbeiter treulich zur Seite gestanden sein?“ — „Freilich, mein Lieber; da waren es Kallikrates und Iktinos, die Baumeister, und die Bildhauer Alkamenes, Agorakrites, Kresilas, Kritios und Andere, die Wesentliches dazu beitrugen, daß der Tempel in solcher Vollendung und Pracht dasteht.“ — „Wer war es aber, der das Werk errichten hieß und die unermesslichen Gelder schaffte, die dieser Bau verschlingen mußte?“ — „Wer anders als Perikles, dem es zur Hebung und Verherrlichung der Stadt nie an Mitteln gebrach, und der stets der Erste war, wenn es galt, irgend ein großartiges und schönes Unternehmen auszuführen, — unter dessen Regierung Athen an Prachtgebäuden reicher ward, als in allen früheren Jahrhunderten und wahrscheinlich auch in der ganzen nachfolgenden Zukunft zusammengekommen, und unter dem die Kunst eine Blüthezeit erlebte, wie sie wohl nie mehr wiederkehren wird. Perikles hat es verordnet, daß der alte durch die Perser verbrannte Parthenon, wie der Phönix aus seiner Asche, mit verjüngtem Glanz wieder erstehet. Und als die Geldsummen zum Baue nicht mehr ausreichen wollten, da stund er nicht an, für dieses Nationalheiligthum die Bundeskasse sämmtlicher Griechen

auf Delos mit in Leidenschaft zu ziehen. Weit über 2000 Talente *) erforderte dieser eine Bau, und Perikles wollte nie etwas davon hören, als ob es zu viel gewesen sei."

Auf einmal erwachte ich, wie aus einem Traum. Statt des Festgedränges und des Festjubels — eine lautlose Stille und Dede. Statt der antiken Helden gestalten — auf dem ganzen weiten Plan nur mein Freund und meine Wenigkeit. Statt des Parthenon in seiner jungfräulichen Lebensfrische — eine alte, alte Wittve, über die manch ein Wetter der Trübsal ergangen, die gar viel von ihrem Schmuck und Reiz hat einbüßen müssen; und doch, wie würdevoll, wie königlich stehet sie da, wie Ehrfurcht gebietend und wiederum zum innigsten Mitleid stimmend. Als Griechenlands Stern zu erlöschen anfang, verdunkelte sich allgemach auch des Parthenons Pracht. Geldgierige Hände vergriffen sich an seinen kostbaren Zierrathen. Es zogen fremde Sieger ein und entführten werthvolle Gegenstände. Der heidnische Tempel ward in ein christliches Gotteshaus, der Parthenon in eine Kirche zur „Heiligen Jungfrau“ verwandelt, und mit dieser Umgestaltung waren entsprechend den verschiedenartigen Kultgesetzen allerlei bauliche Veränderungen geboten. Der Haupteingang wurde im Westen angebracht, die Wand, welche die Tempelcella von dem Schatzhause trennte, eingerissen und die große Pforte im Osten vermauert. Um diese Zeit wurde wahrscheinlich auch das berühmte Götterbild — nächst der kolossalsten Zeusstatue zu Olympia das hervorragendste Werk des Phidias, ja das Höchste, was je im Gebiete der

*) Nach unserer Geldwährung weit über 50 Millionen.

Plastik geleistet ward und wohl je wird geleistet werden — nach Konstantinopel geschafft und ist bis auf den Ort, auf dem das Fußgestell ruhte, und den man noch deutlich bemerkt, vollständig verschwunden. Später pflanzten die Türken über dem Parthenon den Halbmond auf und machten aus der Kirche eine Moschee. Ein Minaret durfte auch nicht fehlen und wurde in der südwestlichen Ecke zu schwindligter Höhe errichtet. Doch das Alles war ein ganz unschuldiges, unbedeutendes Vorspiel zu dem Gräuel der Verwüstung, der durch das Bombardement des Venetianers Morosini im Jahr 1687 angerichtet wurde. Die Türken hatten während der Belagerung in dem Parthenon ein Pulvermagazin angelegt. Eine Bombe schlug ein, entzündete die Pulvervorräthe, und nun erfolgte eine Zerstörung, von der man sich nur an Ort und Stelle einen annähernden Begriff machen kann. Das ganze Gebäude barst in zwei Hälften auseinander. Das Dach flog in die Lüfte. Acht Säulen der Nordseite und sechs der Südseite stürzten zusammen. Auch der Osteingang litt bedeutend; am Besten erging es dabei der Westhalle, die ziemlich unverfehrt erhalten blieb. — Allein damit war es noch nicht gethan. Morosini wünschte seinen Venetianern einige Trophäen heimzubringen. Er befahl, die Figuren des westlichen Giebels, namentlich die herrlichen Rosse von Athene's Gespann, herunterzunehmen. Es geschah, aber man ging dabei so unvorsichtig zu Werke, daß die ganze wundervolle Arbeit herabfiel und in tausend Stücke zerschlagen wurde. Reschid Pascha hat 1827 mit seinen Kugeln dem Bau jedenfalls auch nicht wohl gethan. Aber nun legte der hohe Griechenfreund Elgin, dessen sauberes Verfahren schon mehr denn einmal unsere gerechte Entrüstung

hervorgerufen hatte, seine Hand an und machte es an dem Parthenon nicht viel besser als der Brigant, welcher den einsamen Wanderer kaum mit dem nackten Leben davonläßt. Zweihundert Fuß des phidiasischen Frieses, die Ueberreste der Giebelgruppen, die schönsten Metopen, Kapitäle, Architrave, Säulentrümmer wurden abgenommen, abgeschlagen und zwar häufig mit solcher Rohheit, daß ohne Noth andere Prachtstücke mit zertrümmert wurden. Als ich 1857 diese reiche Beute im britischen Museum bewunderte, da mußte ich es dem Lord Elgin gewissermaßen Dank, daß er uns diese seltenen Schätze zugänglich gemacht und sie aus der Unbill der Zeitstürme gerettet habe. Aber nun hier, beim Parthenon selbst, da konnte ich mich über den namenlosen Vandalismus nicht genug entsetzen, und ich mußte mich unwillkürlich nach dem Rechtstitel erkundigen, welcher den ehrenwerthen Lord zu seiner Handlung ermächtigt hat. Die Geschichte hat ihm bereits einen Beinamen, freilich nicht gerade den schmeichelhaftesten, gegeben. Lord Elgin „der Plünderer“, das ist das Epitheton ornans, des ihm auf alle Zeiten hinaus bleiben wird. Man hat so sehr über die Griechen geschimpft, daß sie zu den von England ihnen als Geschenk übermachten, höchst gelungenen Gypsabdrücken jener geraubten Reliefdarstellungen nicht mehr Sorge trügen; daß sie sie in einem finstern, feuchten Lokal aufbewahrten, wo sie bald zu Grunde gehen mußten. Man hat aus diesem Verhalten sogar Schlüsse gezogen auf den Mangel an Kunstsinne bei den heutigen Atheniensern überhaupt. Ich hingegen begreife das Benehmen der Griechen nur zu gut und finde es mehr als genügend gerechtfertigt. Wenn mir Jemand einen kostbaren Brillantring gestohlen hätte, und

er würde mir später zum Troste und unter dem Scheine rührender Großmuth einen ganz ähnlichen Ring, aber nur übergoldet und statt mit Diamanten mit geschliffenen Krystallen belegt, zusenden, ich würde wahrlich, bei aller trefflichen Nachahmung, über das für mich werthlose, ja gleichsam zum Hohn dienende Ding nicht viel Aufhebens machen; ich würde es in eine Ecke werfen und denken: Spitzbube, ist das dein Lohn! — Dafür suchen die betrogenen Griechen vom Parthenon Dasjenige in um so größerer Ehre zu erhalten, was ihnen noch geblieben ist. Und dessen ist immerhin noch Vieles, noch wunderbar Schönes. Ich will nicht reden von der gewaltigen Wirkung, welche diese Ruine als Totalbild ausübt; ich will kein Wort hinzufügen des Lobes über die fest und doch fein emporstrebenden Säulen, über die meisterhafte, hinreißende Behandlung jener Figuren auf den Metopen, des Frieses und der Giebelfelder, soweit sie nämlich dem Parthenon noch gelassen wurden. Hingegen möchte ich gerne dem Leser die stets noch beträchtlichen Bruchstücke der einfachen Cellawand vorweisen. Schon diese, wenn man so sagen darf, höchst untergeordnete Arbeit, diese schmucklose Mauer, die doch so ausgeführt ist, als ob jeder einzelne Stein von einem Künstler ersten Ranges behauen und gefüget worden wäre, gestattet uns einen Einblick in die vollendete Ausführung und Durchführung des Ganzen. Ein solches Meisterstück von Mauer findet sich in der ganzen Welt nirgends. Nichts scheint prosaischer zu sein, als eine lange, flache Wand; aber hier ist, so unglaublich es klingen mag, ein Reichthum der Poesie, der Anmuth, der Erhabenheit ausgegossen, wie du ihn an manchem Gebäude, trotz seiner tausend Schnörkel, vergeblich suchen wirst.

Noch eines darf ich nicht übergehen. Erst den gründlichen Forschungen der neueren Zeit blieb es vorbehalten, zunächst am Theseus-Tempel und dann auch am Parthenon ein feines Gesetz zu entdecken, durch welches sich die klassischen Baumeister bei ihren Werken leiten ließen. Alle auch noch so getreuen Nachbildungen hatten stets etwas ungemein Steifes, Hartes. Worin lag das? Allerdings auch in der geringeren Begabung des Architekten. Vornehmlich aber darin, daß die Alten der mathematisch genauen geraden Linie, wenn immer möglich, aus dem Wege gingen. So ist der Boden, auf dem der Parthenon ruht, nicht eben, sondern nach der Mitte zu um ein Weniges gehoben. Die Folge davon ist, daß der Tempel nicht den Anschein nimmt, als wolle er allgemach in seinen Untergrund einsinken, sondern im Gegentheil leicht und frei sich erhebt. Die Säulen stehen nicht senkrecht, selbst die Gellawand nicht, sondern neigen sich kaum merklich nach Innen. Das Dach erdrückt den Bau nicht und treibt ihn nicht auseinander, sondern Alles greift schön ineinander über und schließt sich trefflichst zusammen. Wir könnten dieses Gesetz optischer Täuschung noch viel weiter in's Einzelne verfolgen. Das Gesagte aber mag genügen, um zu zeigen, welcher staunenswerthe plastische Instinkt, oder welches tiefes plastisches Verständniß dem Griechenvolke eigen war. Die Stellen bei Vitruvius, der rath, den Unterbau des Tempels ein wenig anschwellen zu lassen, und bei Cicero (*In Verrem Act. II, lib. I, 51*), der über Verres spottet als über einen Menschen, der nicht einmal wisse, daß man nie eine Säule völlig senkrecht setze — klangen bisher höchst räthselhaft. Jetzt aber verursacht ihre Deutung keinerlei Schwierigkeiten mehr.

Soll ich schließlich den Parthenon mit dem Theseustempel und dem des Zeus zu Athen zusammenstellen, so ist es, als ob beim Theseion der Ernst und die Macht des Göttlichen das Menschliche erdrücken und vernichten wolle. Im Zeustempel dagegen muß das Göttliche vor dem Menschlichen weichen. Das Eitle, das Vergängliche siegt über das Heilige und Ewige. Hadrian hat mit seinem Bau sich selbst und nicht den Göttern ein Denkmal stiften wollen. Beim Parthenon ist das Menschliche zum Göttlichen verklärt, wird das Endliche in's Unendliche übergeleitet; nirgends Eigenruhm, nirgends kleinliche Gefallsucht, sondern Alles im Dienste einer höheren Idee, Alles das Lob der Parthenos Athene verkündigend, und trotz dieser Weihe, die Alles beseelt, das Menschliche, das Irdische nicht niedergehalten, nicht niedergetreten, sondern sein schönstes und reinstes Dasein freudvoll entfaltend. Auf der Versöhnung von Welt und Gott ruht wesentlich auch die christliche Baukunst. Freilich nicht in der Weise, wie eine naive Poesie ohne zureichenden Grund sie sich eingebildet und ausgeschmückt hat, sondern wie sie thatsächlich durch das größte und heiligste Opfer vollbracht worden ist, wie sie über von dem einzelnen Individuum und auch von der Welt als solcher im Glauben an den Versöhner, an Christum, immer völliger angeeignet werden muß. Im christlichen Dome spricht sich daher nicht sowohl das Versöhntsein, die Vollendung, als vielmehr der Glaube an die Versöhnung und das Streben nach der Heiligung aus. Der griechische Tempel sieht allen Widerspruch bereits aufgehoben und den Himmel schon auf Erden verwirklicht. Die christliche Kirche kann von dem Bewußtsein eigener Mangelhaftigkeit, Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit

nicht los werden, sie sehnet sich und ängstigt sich noch immerdar nach Erlösung; allerdings nicht auf's Unge= wisse, sondern stracks hingewandt nach Dem, von dem ihr Heil kömmt. Dort ist daher mehr plastische Abrun= dung, mehr Ruhe und Freude, hier mehr noch ein Ringen und Verlangen, ein Aufwärtzstreben und Aufwärtzsehnen, mehr Kampf als Ruhe, und eine Freude erst auf Hoff= nung. Dort ist die Schönheit, hier ist die Wahrheit vorwiegend.

Unser Stündchen war längst verstrichen. Eilig ging's, die Mauertrümmer und Säulenreste, wo einst der Tempel der brauronischen Artemis und der Minerva Ergane (der Kunstreichen) gestanden, ziemlich unberücksichtigend zur Linken lassend, die Akropolis hinunter. Ein kürzerer Weg sollte uns noch schneller nach Hause bringen, wurde uns aber, wie es so häufig der Fall ist, erst zu einem rechten Verführer und Hinhalter. Nachdem wir in verschiedenen Gassen und Gäßchen weidlich herumgeirrt, langten wir endlich bei unserem Hotel an und waren nicht wenig froh, an einem stattlichen Frühstück uns er= laben zu können. Sodann zogen wir uns auf unsere Zimmer zurück, brachten unsere Notizen in Ordnung, versandten Briefe in die liebe Heimath und pflegten ein Bißchen der gemüthlichen Ruhe. Solche stillen und süßen Augenblicke der Rast sind bei einer längeren und anstren= genden Reise unerläßlich, ja ein Pflichtgebot. Da ver= vollständigen und befestigen sich in unserer Seele die Bilder, die in raschem und buntem Wechsel an ihr vor= übergezogen sind. Da werden Anschauungen und An= sichten gegenseitig ausgetauscht und berichtigt. Da wird dem Körper und dem Geist die rechte Spannkraft und Frische bewahrt, um stets neue Eindrücke in sich aufnehmen

und verarbeiten zu können. — Man klopft an der Thür. Der Wagen ist vorgefahren. Wir rasseln nach der Agentur der Messagerie impériale und bestellen mit 182 Fr. 50 Ct. für die Person unsere Plätze auf dem morgen vom Piräus nach Messina fahrenden Dampfsboot „Düplex.“ Von den etlichen griechischen Kirchen, die wir jetzt besichtigten, und zwar selbst von der neuen, ziemlich geräumigen Kathedrale, ist nicht viel zu berichten. Ihr Styl ist meistentheils gehaltlos, ihr Schmuck überladen. Interessanter ist der Anblick einer der vielen Papa's (Priester), die man zur Genüge antrifft. Haupthaar und Bart sind lang und struppig, das Gesicht meist in etwas erhitztem Zustande, das Auge verschminkt. Den Kopf bedeckt eine schwarze Mütze, ähnlich unsern Kanzelhütchen, nur etwas höher. Ein weiter und langer schwarzer Paletot, dem Basler Kanzelrock so ziemlich verwandt, bildet das Alltags- wie das Feierkleid. Die ganze Erscheinung bietet ein seltenes, fast drolliges Gemisch von Deforum und ungemeiner Hinlässigkeit, von Arroganz und großartiger Gutmüthigkeit. Der niedere Klerus, wie der russische, verheirathet und fast ausschließlich auf Stolgebühren angewiesen, lebt meistens in peinlicher Dürstigkeit, wenn nicht geradezu in kläglicher Armuth. Von wissenschaftlichem Streben ist deshalb so viel als keine Rede. Hat man seinen Formendienst abgethan, so liegt man diesem oder jenem vortheilhaften Nebengeschäftchen ob, unbekümmert darum, ob solches zum heiligen Amte sich schicke. Und findet sich Gelegenheit, die magere Hausmannskost zu verlassen und sich einmal recht götlich zu thun, so ist man auch nicht spröde und ißt und trinkt wohl selbst etwas über das Maas hinaus. Weil aber der Priester so ganz in und mit dem Volke

lebt und lebt, weil er, wenn es die Sache der Unabhängigkeit und Freiheit des Landes gilt, stets in der vordersten Kampfesreihe sich zeigt, weil namentlich das Volk mit seinen kirchlichen Uebungen und Pflichten es sehr genau nimmt und im Priester, absehend von seinen individuellen Gebrechen, stets einen Mittler erblickt, so ist derselbe trotz seines tiefen Bildungsstandes angesehen, beliebt, und übt einen bedeutenden Einfluß aus.

Die hellenische Kirche, ursprünglich ein Glied der großen orientalisches-orthodoxen Kirche, hat sich seit 1833 vom Patriarchen von Konstantinopel losgesagt und feierlich Christum als ihr alleiniges Haupt erklärt. Der Patriarch jedoch hat der ungehorsamen Tochter erst im Jahr 1850 den Entlassungsbrief zugesandt. Eine permanente Synode, bestehend aus fünf geistlichen und zwei weltlichen Mitgliedern, die der König alljährlich wählt, ordnet selbstständig die inneren Angelegenheiten der Kirche, wogegen die äußeren und gemischten unter staatlicher und königlicher Aufsicht und Mitwirkung behandelt werden sollen. Unter dem Metropolit zu Athen, der zugleich Präsident der Synode ist, stehen 10 Erzbischöfe und 13 Bischöfe. Obschon die neue Kirche eine beträchtliche Anzahl von Klöstern aufgehoben, da und dort einem Mißstand abgeholfen und ganz vorzüglich auf das Schulwesen mehr Bedacht genommen hat, so steht sie, was das Glaubensleben, das eigentlich religiöse Element anbetrifft, trotz ihrer Losreißung von Konstantinopel, noch völlig in den byzantinischen Mechanismus gebannt. Ueberall starre, knöcherne Orthodoxie, nur Buchstabendienst und Formenwesen. Schreiben bei uns zu Lande einige Heißsporne: „Fort mit der Religion, wir wollen nur noch die Moral haben!“ — so heißt es dort, wenn

auch nicht ausgesprochen und eingestanden, so doch als tatsächliche Maxime: „Was liegt uns an der Moral, an der religiösen Veredlung des Einzelnen, wosfern nur die Religion, d. h. das alte Lehrsystem, wie solches durch die ökumenischen Synoden festgestellt worden, unangefochten bleibt!“ — Der Kultus ist daher auch nicht viel mehr, denn Ceremonie. Die Priester verrichten hinter der hohen Ikonostasis — der Wand, auf welcher die reich vergoldeten Bilder der Heiligen prangen — im Chor ihren Dienst und zeigen sich gelegentlich einmal unter dem Eingang dem im Schiffe andächtig versammelten Volke. Diesem geistlichen Elende aufzuhelfen, haben Bibel- und Missionsgesellschaften schon längst ihre Augen auf Griechenland gerichtet. Gar bedeutend, oder besser gesagt, besonders sichtbar waren indessen die daherigen Bestrebungen bis jetzt leider noch nicht; vielleicht auch deßhalb, weil es hie und da an der rechten Persönlichkeit gebrach. Dennoch wäre von manch einem lieblichen und reichgesegneten Werk, wie das von Herrn und Frau Hill, zu berichten, und ich denke, die Tausende von Neuen Testamenten und Bibeln, die in die Landessprache übertragen, in den Schulen und beim Volk Eingang fanden, werden ebenfalls Vielen nütze geworden sein „zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit.“

Natürlich daß wir Athen nicht verlassen wollten, ohne zuvor dem theuren General, der sich seiner Landsleute so freundlich angenommen hatte, unsere Abschiedsaufwartung zu machen. Der General empfing uns überaus herzlich und schien beim Abschied fast gerührt. Nicht nur wollte er nichts hören von unseren wohl verdienten Dankbezeugungen — war er es ja, der wesentlich dazu

beigetragen, daß der Aufenthalt in Athen für uns so angenehm sich gestaltet hatte und so reiche Erinnerungen in uns zurückließ: der edle Kavaliere beschenkte obendrein jeden noch mit einem Prachtexemplar von Türkenpfeife, und bestimmte ein drittes für meinen Vater, den er seit den Knabenjahren noch in gutem Andenken bewahrt hat. Der Kopf, „den er, Gott weiß es, einem Bassen“ abgewann, ist „von rothem Thon mit gold'nen Reifchen.“ Das schlanke Weichselrohr mißt gut seine 4 $\frac{1}{2}$ Fuß und die kostbare Bernsteinspitze ist mit goldverzierten Porzellanstücken unterschritten. Die Pfeife trägt jetzt den Namen: „Der General Hahn“ und hat sich bereits den Ruhm eines Familienstücks erworben. Und wenn meine Buben etwas aus Alt- oder Neu-Hellas hören wollen, so werden sie zuerst den „General Hahn“ holen und stopfen müssen, damit aus den feinen Rauchwölklein des türkischen Tabaks der Herr Papa für seine alternde Phantasie neue Nahrung schöpfen könne. Oder trätest du gar in mein Arbeitszimmer, und diese Pfeife würde dir so in die Augen stechen, daß in dir das Gelüste aufstiege, mit mir einen bezüglichen Handel zu schließen, so würde ich mit jenem Alten einfach zu dir sprechen:

„Ich bin ein armer Kerl, und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.“

Nie aber werde ich die Pfeife ergreifen, ohne dabei des wackeren Gebers zu gedenken, den Gott der Herr noch lange rüstig und munter erhalten wolle.

Und schließlich noch einen Gang in den Bazar. Es darf zwar der Bazar Athens in keinerlei Vergleich treten mit denen Smyrna's, Alexandrien's oder Kairo's. Der

geheimnißvolle Zauber, der Duft des Orients, weicht hier mehr und mehr dem nüchternen abendländischen Zuschnitt. Auch ist ja Griechenland beinahe ohne allen Exporthandel. Am meisten kommen noch in Betracht die 20 Millionen Pfund Korinthen (Rosinchen), die jährlich, vorzüglich in den englischen Plumpuddings, verspeist werden. Dann die griechischen Weine, Olivenöl, Tabak und Honig. Ebenso verdienen die Seidenspinnereien erwähnt zu werden. Wie mit der Industrie, so steht es auch mit dem durch eine ungeheure Steuerlast von vorneherein erdrückten Landbau. Es fehlt Griechenland an genügender Bevölkerung, an Wäldern, Quellen und Straßen. Die sinnlose Abholzung der Höhenzüge hat auch hier ihre auf Jahrhunderte nicht mehr zu heilenden üblen Folgen gebracht. Und wird irgendwie ein Stück wieder angeforstet, so kommen die Ziegenheerden und zerstören in kurzer Zeit wieder, was mit viel Mühe erstellt worden ist. Einer üppigen Blüthe erfreut sich dagegen in Griechenland das Räuberwesen, das nicht etwa bloß in entlegene Thäler und Schlupfwinkel sich zurückzieht, sondern selbst die unmittelbarste Nähe der Hauptstadt unsicher macht. Als verheißungsvolles Zeichen einer besseren Zukunft dürfen wir — laut einer Privatmittheilung vom Mai 1866 — hier notiren, daß kürzlich eine französische Gesellschaft die Ausbeutung der altberühmten Bleibergwerke in Keratia, auf dem Wege nach Marathon, wieder in Angriff genommen hat; und zwar mit solchem Erfolge, daß die Ansiedlung von Tag zu Tag wächst, daß ein trefflicher Hafen erstellt ist, zu dem in Bälde eine kleine Eisenbahn führen soll. Zwei Dampfschiffe landen wöchentlich, um die erbeuteten Schätze dem Handel zu vermitteln. Allein drei gefährliche Feinde

sind gegen die junge Kolonie bereits im Anzuge. Vorerst ist unter den Arbeitern ein gefährliches Fieber ausgebrochen; sodann mußten die Direktoren durch einen Tribut von einigen hundert Franken monatlich von den umliegenden Räubern den freien Verkehr sich erkaufen; und endlich soll die griechische Regierung, statt dieses schöne Unternehmen nach Kräften zu fördern, durch allerhand Mänke und Kniffe den Franzosen ihr erkaufte Eigenthumsrecht streitig zu machen suchen.

Weitaus am glänzendsten ist Griechenland mit seiner Handelsmarine bestellt, die von den furchtbaren Schlägen, welche sie in den Befreiungskriegen erhalten hat, auf Ende 1861 schon wieder zu der beträchtlichen Höhe gestiegen ist von 4153 Fahrzeugen mit 255,977 Tonnen Gehalt und 23,243 Seeleuten. Die griechischen Matrosen werden als sehr tüchtig geschildert und sind bei fremden Nationen gesucht. Schwunghaft wird auch der Schiffbau betrieben und bietet abendländischen Rhedern bereits eine gefährliche Konkurrenz. Und wenn Rußland so verlangend seine Hand nach der griechischen Halbinsel ausstreckt, so ist es nicht zuletzt die Seetüchtigkeit der Griechen, die es in seinem Interesse, zur Beherrschung des Mittelmeeres, auszubenten wünschte.

Doch Halt! Welchen Abschweif habe ich meinen Gedanken gestattet. Wir sind ja auf dem Bazar Athens und schlendern da von Bude zu Bude, von Magazin zu Magazin, beschauen uns die schmackhaften Früchte, die bunten Tücher, die alten Waffen und die schönen Verkäufer und Verkäuferinnen, oder die Uhr, die Lord Elgin als großmüthiges Gegengeschenk den Atheniensern zugedacht hat, damit sie nie vergessen sollten, welche Stunde es für sie geschlagen. Höchst angenehm berührte es uns,

daß wir unter diesem Menschengewühl keinen einzigen Betrunkenen wahrnahmen, und daß wir, die wir doch als Fremdländer leicht kenntlich waren, auch nicht im Geringsten durch den anderwärts recht ärgerlichen Straßenbettel belästigt wurden. Da und dort treten wir ein, kaufen einen Stadtplan, eine hübsche Photographie, ein Duzend Pfeifenköpfe, lange Jasmin-Rohre und Anderes mehr. Mit Hülfe von Hahn's Diener lassen wir uns eine große blecherne Büchse anfertigen und mit circa 20 Pfund feinsten griechischen Tabaks anfüllen. Wie ging's aber damit? Schon im Piräus mußten wir uns die Ausfuhr mit einem tüchtigen Bakischisch ermöglichen. In Messina angelangt, gestattet der Douanier den Eingang nur nach einem fünffränkigen Trinkgeld. Wir sind des Schleppens und Treibens satt. Der Wirth vom Hotel Viktoria schafft uns durch seinen Kommissionär einen Spediteur zur Hand. Der feine, glatte, kleine Mann übernimmt den Schatz und verspricht gegen schriftlichen Attest, den Tabak richtigst an unsere Adresse zu versenden. Wohin er ihn aber spedirt hat, wissen wir zur Stunde nicht. Wir ist, Freund Kommissionär und sein sich Spediteur nennender Helfershelfer rauchen eben jetzt noch auf den schattigen Höhen hinter Messina ganz gemüthlich ihre wohlfeilen Cigaretten.

Wir hatten nun unsere Sieben-Sachen bei einander und gingen „mit fremden Schätzen reich beladen“ wohlgemuth unserem Gasthof zu. Bei'r Post fanden wir noch Briefe und die besten Nachrichten von Hause, bei'r Mittagstafel neuangekommene Gäste und eine etwas lebhaftere Unterhaltung. Nach Tisch sollte uns der Wagen noch einmal in schnellem Fluge an den bedeutendsten Denkmälern Athens vorüberführen. Da liegt die Residenz

und der reizende Garten, da die protestantische Kirche und der stille Friedhof. Dort die lustigen Säulen des Zeustempels, hier der Hadriansbogen, das Dionysos-Theater und das Odeon. Langsam rollt der Wagen die Akropolis hinan. Wir steigen aus und gehen nochmals hin zum Niketempel, zur Pinakothek, zu den Propyläen, zum Erechtheion und Parthenon, überall das Bild der geliebten Gegenstände in lebendigen Zügen unserem Herzen einprägend. Unter der Westhalle des Parthenon lassen wir uns auf der obersten Stufe nieder. Eben schießt die Sonne sich an, in die kühle Meeresfluth niederzusteigen. Sie entsendet ihre letzten feurigen Strahlen. Die See ist purpurn gefärbt, der blaue Himmel goldumsäumt. Tief hinten an den Küstenlinien des Peloponnes erhebt sich ein dunkler Fegel, es ist die steile Höhe von Akrokorinth. Megina, Salamis, von zartem Duft umflort, schlafen träumerisch, gleich einer holden Jungfrau. Im Piräus flimmern die weißen Segel und die blechbelegten Dachzinnen. Und hier oben um uns herum — o, des entzückenden Wunderschauspiels! Wie gemahnt es uns an das zauberhafte Alpenglühen unserer Riesenfirnen! Das todte, kalte Marmorgestein, im Lichte der Abendsonne gebadet, athmet Leben und Wärme. Bald ist es ein glühendes Karmesin, bald ein schmachtendes Rosa, jetzt ein ernstes Violett, in das die stolzen Säulen und Quadern eingetaucht erscheinen. Wie muß es erst gewesen sein, als alle diese Tempel noch in ihrer ganzen Herrlichkeit dastunden und in ihrem Goldschmucke prangten! Allgemach aber wird's dunkler und dunkler zu Thal, und in gespensterhafter Leichenblässe starren uns die stummen Zeugen alter, glanzvoller Zeiten an. Es war eine heilige Feierstunde, die wir da oben durch-

empfinden durften. Unsere Gedanken, zuerst versunken in die glorreiche Vergangenheit des Landes, wandten sich allmählig voll innigster Theilnahme auf Griechenland's Gegenwart und seine unmittelbarste Zukunft. Ach, da ist es auch noch dunkel und erstorben, wie die Natur, die uns umgibt. Griechenland, durch die sich widerstreitenden Interessen der abendländischen Diplomatie von vorneherein an einer gedeihlichen Entwicklung verhindert, gleich einem todtgeborenen Kinde. Es ward zu steter Abhängigkeit von seinen sogenannten Schutzmächten verurtheilt, ja der Strohmann, der für alle möglichen Sünden oder Gelüste herhalten mußte. Leopold von Koburg, späterer König der Belgier, dem die griechische Krone in erster Linie angeboten wurde, erklärte es öffentlich, daß die Grenzen Griechenlands ihm zu eng gezogen seien, um eine selbstständige Regierung führen zu können. Dazu kommen gewisse Nationalfehler des Volkes selbst. Vor Allem aus der maßlose Individualismus, das unglückselige, kleinliche Verfolgen von Sonderinteressen und das eitle Sich-Tragen mit den großartigsten Plänen von Weltherrschaft, anstatt die Zeit des Druckes zur inneren Hebung und Kräftigung des Volkes zu benutzen und dasjenige weise zu verwerthen, was man schon hat, ob es auch den Wünschen der Nation lange nicht entsprechen mag. Es fehlt daher nicht an abschätzenden Stimmen, welche die griechische Sache schon jetzt als vollständig verloren ansehen, und die nur noch eine kürzere oder längere Agonie in Aussicht stellen. Andere prophezeien Griechenland ein Vegetiren auf alle Ewigkeit hinaus. Wer aber die Griechen nicht nur aus Athen und Griechenland kennt, sondern weiß, welche tüchtige Kräfte, welche unerschöpflichen Hülfquellen ihnen in der ganzen Levante zu Gebote stehen; wer namentlich nicht nur an den

Gebrechen und Thorheiten des Volkes herummäfelt, sondern auch seine unleugbaren Tugenden, insonderheit seine unvertilgliche Freiheitsliebe zu schätzen weiß, der wird Griechenland nicht aufgeben, der kann vielleicht schreiben, wie ich es mit völligster Zustimmung jüngsthin in einem geschätzten Schweizerblatt gelesen: „Die Griechen sind die Seele des Orients, haben aber dieser Seele noch keinen Leib zu geben vermocht,“ aber er ist fest überzeugt, daß der Leib, und zwar ein stattlicher und ein kräftiger, über kurz oder lang erstehen wird zum Erstaunen und Schrecken der Neider und Feinde, zur großen Freude aber aller Derjenigen, deren Herz für dieses hochbegabte Volk schon jetzt wärmer schlägt. Durch das Dunkel der Nacht sehe ich denn bereits das Morgenroth einer besseren Zeit heranzubrechen, und Gott gebe, daß es bald geschehe.

Fast glaube ich, unser Kutscher draußen sei unterdessen dem gleichen Gedankenzuge gefolgt, denn als wir endlich, endlich wieder beim Wagen erschienen, machte er uns durchaus kein verdrießlich Gesicht, ein freudiger Hoffnungsschimmer leuchtete vielmehr aus seinen hellen, geistvollen Augen. Daß wir diesen letzten Abend die Einsamkeit dem bunten Straßengewühl vorzogen, wird Jedermann leicht begreifen. Das Herz war so voll. Und wie sehr wir uns auch freuten, der lieben Heimath nun bald näher und näher zuzueilen, der Abschied von Griechenland kam uns doch recht schwer an. Wir verspürten es wohl, daß wir in diesen Boden uns bereits tiefer eingewurzelt hatten, als wir es selbst ahnten. Nachdem wir unsere Sachen verpackt und die Forderungen des Wirths berichtigt hatten, plauderten wir noch eine gute Weile mit einander, in dem Preise Athens und in den lebhaftesten Sympathien für Griechenland uns ergehend.

Als wir uns zur Ruhe gelegt, war der wolkenlose Himmel noch mit dem hellglänzenden Sternenheer übersäet. Um Mitternacht werde ich plötzlich aus meinem Schläfe aufgeschreckt. Ein gewaltiger Windstoß reißt die beiden Flügel meiner Thüre gegen den Balkon weit auseinander und jagt den Regen bis dicht vor mein Bett. Ein fürchterlicher Sturm segte über das Land. Am Morgen war es zwar etwas stiller; doch als wir gegen sieben Uhr nach dem Piräus abfahren, um das auf 9 Uhr erwartete Dampfboot ja nicht zu verfehlen, wirbelten auf der Landstraße die Staubwolken häuserhoch empor und verdeckten uns jegliche Aussicht. Auch hatte die erdrückende Hitze plötzlich einer empfindlichen Kälte Platz gemacht. Im Piräus ward sofort ein Boot bestellt, um uns an Bord schaffen zu lassen. Aber der „Düplex,“ vom Gegenwind aufgehalten, wollte nicht in Sicht kommen. Die Zeit ein wenig todtzuschlagen, suchen wir eine Restauration auf. Wie wurde da in früher Morgenstunde schon Karten gespielt und gezecht! Der Schmutz erinnert an Cleusis, das Heimelige, Ländliche, Originelle jedoch, das wir dort gefunden, fehlt hier gänzlich. Jetzt mahnen unsere Bootleute zum Aufbruch. In blinder Hast stürzen wir uns in's Schiff und werden — nicht an Bord, denn der Düplex ließ sich noch nirgendß sehen — sondern an einen unwirthlichen Strand gebracht, über welchen der Wind in toller Wuth hinwegsauste, etwa da, wo die Alten die Landzunge Etionia hinverlegten. Die verrätherische Absicht unserer Führer erkannten wir erst dann, als die Schurken das Schiff angebunden und, uns allein im Stiche lassend, weiß Gott nach welcher Himmelsgegend hin sich in einer Kneipe verkrochen hatten.

Sie hatten ihren Zweck erreicht. Ihr Boot war so weit vorgeschoben, daß es dem Ankerplatz des Duplez am nächsten stand, also uns zuerst ausschiffen und zuerst neue Passagiere wieder aufnehmen konnte. Uns aber war das Loos keineswegs auf's Liebliche gefallen. Vor dem heftigen Wind uns zu schützen, legten wir uns flach auf den Boden des Bootes hin und spannten über uns gegen die aus dem Gewölk hervorstechenden Sonnenstrahlen unsere Schirme auf. Zwei volle Stunden mußten wir in dieser peinlichen Lage schmachten und hätten alle Zeit gehabt, uns der verdrießlichsten Stimmung über neugriechische Zustände hinzugeben, als endlich der Duplez uns aus unserer unfreiwilligen Galeerenhaft erlöste. Der Duplez ist ein Prachtschiff erster Klasse, wohl eines der schönsten und größten der französischen Gesellschaft. Welch reiches Leben an Bord! Waaren werden ausgeladen, andere aufgenommen. Der handwerksmäßige Gesang der Matrosen wird von dem Schreien der Bootsführer überwältiget. Da ein herzlicher Empfang, dort ein herzzerreißender Abschied. Ein Reisender entdeckt soeben, daß er seine unentbehrliche Tasche zurückgelassen — aber es ist zu spät. Mit kritischer Miene mustert der Proviantmeister die neuangegangenen Gäste und die Cammeriere's haben unendlich viel zu thun, bis sie das Gepäck jedes Herrn und jeder Dame an die gewünschte Stelle geschafft haben. Man macht eine kleine Inspektionsreise, um sich die Art und Weise der Gesellschaft, in die man hineingeworfen worden, zu erforschen. Jetzt hallt durch den wilden Lärm das Kommandowort des Kapitäns. Es rasseln die Ankerketten. Die Maschine fängt an zu schnauben. Rauchwolken entsteigen dem Kamin. Der Wind hat sich gelegt. Das Schiff gleitet sanft und

majestätisch über die Bogen. Ich aber stehe wie gebannt, das Auge stracks gen Norden gerichtet, nach Athen, nach der Akropolis, nach dem Parthenon. Die Linien werden je länger je unbestimmter, je kleiner. Ach, ach, Alles ist verschwunden! Nur Eines bleibt, die Erinnerung, und diese kann mir nie mehr ausgelöscht werden. Gott befohlen, du schönes, du glückliches, du armes Land! O, daß ich dir zurufen dürfte: „Auf Wiedersehen!“
